

Was machte er hier? Hengartner rückte an seiner Brille. Hier, bei Astrid? in ihrem Arbeitszimmer? Er stand vor ihrem Pult, das belegt war mit Papieren, mit Büchern, mit Ordnern. Warum war Astrid in jüngster Zeit so aufgekratzt, so beflügelt? Waren's die Impulse, die sie aus ihrem Ausbildungsgang bezog? War's das? Aber was genau? was für Impulse? Wollte er hinter ihr Geheimnis kommen? Hinter Astrids Rücken? Wie ein Schnüffler kam Hengartner sich vor. Dabei sah er eher wie ein Hund aus, dem Frauchen einen Pantoffel zurückgelassen hatte, zur Bewachung, als Zeichen ihrer Rückkehr. Sein Blick war auf das Buch gefallen, das zuoberst lag, aufgeschlagen, eine Stelle angestrichen. *Im Unterschied zur «Simulationsforschung im Laboratorium», in der Experimente künstlich herbeigeführt werden und unter normierten Bedingungen ablaufen, findet Forschung vor Ort im Zusammenhang von realen pädagogischen Handlungen, d.h. in natürlichen, dynamisch ablaufenden Schulsituationen statt.*

Da war's wieder – dieses Wort, mit dem Hengartner sich neuerdings konfrontiert sah: dynamisch, gruppodynamisch. Ausgerechnet er, der Tag für Tag in der Gruft sass, mit Friedli im Büro nebenan, und Texte zu Programmen tippte, die einen Monat später im Fernsehen liefen. Gruppodynamisch? Astrid fand das spannend, sie war voll neuer Ideen. Sie hatte ihre eigene Lerngeschichte zu Papier gebracht, «jede ihre eigene Lerngeschichte», hatte Astrid gesagt, denn sie waren mehr Frauen als Männer in der Akademie für Erwachsenenbildung. Das war ihre erste grössere Arbeit gewesen, und sie hatte Astrid zurückverwiesen auf sich selbst, auf die Beschränkungen ihrer Biographie, die sie auszugraben, wiederzufinden und neu zu entdecken hatte – berunruhigt, erstaunt, im Gefühl ihrer Ohnmacht, beengt, befreit zuletzt. Noch immer stand Hengartner vor dem aufgeschlagenen Buch auf Astrids Schreibtisch. Was war das überhaupt? Soziopädagogik? Fachliteratur jedenfalls.

Nicht einmal in einer professionellen Schrift gesetzt worden war der Text: *So einleuchtend das Argument von einer dialogischen Konzeption von Wahrheit ist, die zwischen den Beteiligten – Forschern und Erforschten – permanent verhandelt, überprüft und korrigiert werden muss –*

Es kam Hengartner vor, als wäre von einem endlosen Ehestreit die Rede. Aber warum dachte er das? Weil sie sich gestritten hatten, gestern im Bett? Weil er und Astrid, obwohl sie sich hatten näher kommen wollen, sich voneinander entfernten? Für Hengartner war Astrid kaum noch da, in der Schule hatte sie sich mit Evi zusammengetan, sodass sie die Klasse jetzt zu zweit führten, mit Evi als Astrids Stellvertreterin. Aber obwohl Astrid nur noch ein halbes Pensum hatte, war sie mehr belastet als zuvor – nicht belastet, gefordert hätte Astrid gesagt, aber sie war mehr als das, sie war vereinnahmt, aufgegangen in ihrer Begeisterung. Regelmässig fuhr sie jetzt nach Luzern, entstieg dem Zug, ging zu Fuss ihren Weg vorbei an der Altstadt, der Reuss entlang, bis zum Kasernenplatz hinauf. Und sie hatte eine neue Freundin, Gundi, die ebenfalls aus Zürich kam, die mit ihr die Akademie für Erwachsenenbildung besuchte. «Die Aki», sagte Astrid. Oder einfach «die Schule». Sie und Gundi – Gundel hiess sie, sie war ihre Begleiterin, Astrids engste Gefährtin auf dieser Reise, enger als Hengartner.

«Es ist grauenhaft», hatte Astrid gesagt, gestern im Bett, als sie im Dunkel gelegen hatten, nebeneinander. «In der Schule spielen sie jetzt Krieg. Sie finden das toll.»

Sie lagen angeschmiegt, seine Hand auf ihrer Hüfte. Hengartner fragte: «Was! Erstklässler? Wo haben sie das her?»

«Das Fernsehen. Und dann – der ältere Bruder spielt's auch, sie sehen's bei den anderen Kindern. Sie spielen Bush und Saddam Hussein.»

«Sie schiessen mit Scut-Raketen auf Israel?»

«Ja.»

«Und Bush – er hat Patriots?»

«Ja, aber Saddam Hussein hat –» Astrid fuhr mit der Hand nach unten, um sich zu kratzen. «– er hat Giftgas gelagert. Und droht mit Atomwaffen.»

«Das ist das letzte. Glaubst du mir jetzt?»

«Was?»

Hengartner zog seine Hand von Astrid zurück. «Das ist das letzte.»

«Was ist das letzte?»

«Das Fernsehen.» Hengartner hatte es nicht fertiggebracht, Astrid seine neueste Niederlage zu gestehen. Er hatte sich auf ein Stelleninserat beworben. Als Text- und Bildredaktor bei der «Revue Schweiz». Aber er war nicht einmal zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen worden. Nach neun Tagen bereits hatte er die Unterlagen zurückbekommen – unter Hinweis auf «Interessenten, die noch optimaler den gestellten Anforderungen entsprechen». Hen-

gartner stiess die Luft aus. Es war beschämend.

«Das Fernsehen. Und ich lebe davon.»

«Ach, komm –»

«Was wir wahrnehmen –», unterbrach Hengartner sie, «– das ist doch alles nur noch ein Schatten, ein Videospiel.»

«Es ist unglaublich.» Astrid hatte sich aufgerichtet, hatte Licht gemacht und Hengartner angeschaut. Ein enttäuschter strafender Blick. «Ich sage etwas, und ich erwarte dafür vielleicht auch ein bisschen Verständnis. Aber sofort kommst du mit deinem Ich, ich, ich!»

Das war ungerecht, fand Hengartner. Er war kein Pflegefall, kein Egoist, aber das war's, was Astrid gemeint hatte. Da er ihr Buch noch immer in der Hand hielt, warf er einen Blick auf den Titel: *Theorie und Praxis einer Pädago-Linguistik*. Nachdem es ihm gelungen war, das letzte Wort dieses Titels ohne Stolpern auszusprechen, legte er das Buch sorgfältig zurück an seinen Ort auf Astrids Schreibtisch, dann verliess er ihr Zimmer.

Du mit deinem Ich, ich, ich!

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, setzte sich vor den Fernseher und begann durch die Kanäle zu zappen. Auf einigen Sendern wurden dieselben Bilder gezeigt, Bilder von sterbenden Wasservögeln. Saddam Hussein hatte das Öl als ökologische Waffe eingesetzt. Riesige Ölteppiche verschmutzten den Persischen Golf. Und hier also, irgendwo an der saudiarabischen Küste, verendete dieser Wasservogel, dieser Kormoran – das war's doch, ein Kormoran? Er streckte den Hals aus dem, was Wasser gewesen war, schwarz in schwarz, schmierig. Sein ehemals zartes Gefieder sah zähklebrig aus, verklumpt. Er schüttelte den Kopf wie immer, um nach dem Tauchen wieder ins Trockene und zur Besinnung zu kommen, das graue Perlauge erstaunt: Das Wasser weigerte sich den Hals hinunterzutropfen! Der Vogel sah von weitem eine schwere Welle, die auf den Strand zutaumelte, fremdartig, ohne die gewohnte Anmut. Nebenan ein anderer Kormoran, der schon aufgegeben hatte, mit gekrümmtem Rücken dalag, wie eine Lackente in Trauerfarben. Der erste Vogel warf einen letzten Blick zum rauchverhangenen Horizont, dann gab er auf, ohne Hast, schickte sich ins Unvermeidliche.

Der Kormorantod war ein einzelner Tod – im Gegensatz zum anonymen Massensterben hinter grauen Bunkerwänden. Ein echter Tod – einer, der die Militärzensur passiert hatte. Hier war Gefühl zulässig, Empörung, Mitleid. Hengarter fasste sich an die Stirn. Hier war er Augenzeuge. Oder waren's Archivbilder? Unzählige Male waren ähnliche Bilder bei Meeresverschmutzungen gezeigt worden. Aber diesmal, als Kriegsbild, war's anders, war's mehr als ein unschuldiger Tod. Gut und böse waren eindeutig verteilt auf schwarz und weiss. Nur ein Dämon konnte dem reinen Weiss dieses Kormorans etwas anhaben, konnte die Natur selbst zum Tötungswerkzeug pervertieren. Eine

Katastrophe, aber überschaubar, ein Tod in Zeitlupe, reale Grösse, reale Zeit, wo sonst das Kameraauge als Zielfernrohr lasergesteuerte Raketen begleitete. Der Kormoran war ein Sinnbild. War das der Grund, warum sein Ableben Hengartner ans Herz griff? In diesem Krieg, der angeblich ohne Tote war, hygienisch, sauber, klinisch, stellte der Kormoran dar, was kein Gesicht hatte, kein Wort fand, keine Regung: den Tod.

Die erdrosselte Friedenstaube. Hengartner war's, als blickte er nicht durch. Solche Bilder, solche Gefühle. Eine Träne kullerte ihm aus dem Auge. Nein, es war nicht der Vogel. Hengartner hatte es nie so empfunden, aber jetzt war der Gedanke da. Es war, als hätte Hengartner etwas verloren. Er war allein. Es war so leer in dieser Wohnung, wenn Astrid nicht da war. Er vermisste sie.

Vierzehn Tage später, mehr aus Verlegenheit als aus Neugier, betrat Hengartner die Wirtschaft, die sich in Lisas Wohngeviert befand. Das Jungholzeck. Er öffnete die Tür, an der er bisher stets vorbeigegegangen war, trat ein. Die Serviertochter stand abgewandt, halb über das Büffet gebeugt. Er setzte sich links beim Zigarettenautomaten in die Ecke. Es war Mittag. Drei Tische waren hier leer, für das Essen gedeckt, mit Papierservietten, mit Besteck.

Aus der Musicbox kam: «Viva la Mexico!» Hengartner gegenüber sass ein Paar. Der Mann, fettes Haar, klobiges Gesicht, langte sich eine Zigarette. Die Frau, verwelkt, rundlich, im Blick ein unterwürfiges Lächeln, gab ihm Feuer. An der Wand hinter den beiden hing eine Fototapete. Die Waldesidylle. Ein Bach. Tannen. Drei mal vier Meter. Ein fürchterlicher Kitsch.

Hengartner öffnete den Faltprospekt, der aus der «NZZ» gefallen war, die er mitgebracht hatte. AKAD. Das war doch hier, gleich um die Ecke, eine Adresse in Oerlikon? Jungholzstrasse 43. AKAD Akademikergesellschaft für Erwachsenenbildung AG. Akademikergesellschaft? Hatte das früher nicht Akademikergemeinschaft geheissen? Was war der Unterschied? Das gesellschaftliche Versprechen? *Seit 1956 – erfahren und bewährt. Über 10000 Erfolge in staatlich anerkannten Prüfungen.*

Die Serviertochter trat zu Hengartner. «Hier ist aber zum Essen reserviert.» Sie lächelte gezwungen, wandte sich zur Seite und deutete auf die Karte, die sie ihm aushändigte. Er bestellte ein Bier. Jetzt ertönte Kufsteinermusik. «Der Bube mit der Tuba ist ein Musikant → Blasmusikhumor. Es schmetterte. «– obwohl er keine Noten kennt, es ist sein Temperament.» Nicht, dass der Faltprospekt Hengartner angesprochen hätte: die Studiengänge – Matur, Handelsdiplom. *Ziele, der Verwirklichung würdig.* Der Pfad des Zweiten Bildungsweges, besonders einladend war das nicht: Schulwissen, Hausaufgaben, Lebensverzicht. Hengartner hatte seine Zweifel, wenn er an Alice in der Redaktion dachte, die darauf beharrte, an der Uni gewesen zu sein. Sie hatte studiert, Romanistik, fünf Jahre lang! Und was machte sie jetzt: das Radiopro-

gramm redigieren. *Durch systematische Weiterbildung wird Ihr Beruf zum Sprungbrett für neue Karriereziele. Zugleich sichern Sie sich wirkungsvoll Ihre jetzige Position.* «Ja, so a Lederhos hab i mei Leben gern.» Aus der Musibox erschallte ein Holodio. «– die braucht a Reissverschluss!»

Wo war er da bloss hingeraten? Hengartner schwitzte, seine Stirn war nass. Aber hatte Lisa ihn wirklich versetzt? Er hatte bei ihr mehrmals geläutet. Er hatte vor der Tür gestanden, unten, vor der Haustür, fast zwanzig Minuten lang, aber Lisa war nicht oben, sie war nicht gekommen. Oder doch? Vielleicht wusste Lisa schon nicht mehr, wer er war.

«So ist es ja nicht», hatte Lisa gesagt.

Hengartner hätte sich zurückziehen sollen, schon letztes Mal. Jetzt war Lisa ihm zuvorgekommen. Jetzt hatte sie es getan. Sie liess ihn fallen, einfach so.

«Ich will nicht einfach –», hatte Lisa zu ihm gesagt, als sie sich das letzte Mal getroffen hatten. «– ich will nicht einfach jede Woche einmal ficken.»

Sie hatte Hengartner ausgeklammert. Aus ihrem Satz, aus ihrer Welt. Sie hatte ihn missbilligend angesehen. Noch ehe sie sich ausgezogen, noch ehe sie sich geliebt hatten: war Lisa an jenem Mittag nicht anders gewesen, merkwürdig zurückhaltend, distanziert? Aber war's tatsächlich das gewesen, was er erwartet hatte? Jede Woche einmal ficken?

«Du bist wie dein Sohn», sagte Hengartner. «Du willst den andern ganz.»

«Den andern», wiederholte Lisa.

War sie sauer? «Ja», sagte Hengartner. «Und der andere, das bin ich.»

«Ich hätte nicht damit anfangen sollen.»

«Warum nicht?»

Lisa sah ihn lange an. «Du bist ein verheirateter Mann», sagte sie.

Er machte sich lächerlich. Er sass in diesem Lokal, weil er auf eine Frau wartete, die ihn vergessen hatte. Lisa. Eine Frau, die geschieden war, die einen Sohn hatte, zehnjährig. Oder elf? Hengartner hatte die Brille abgenommen, fasste mit Daumen und Zeigefinger an die Augenlider, dann setzte er die Brille wieder auf. Sie hatten sich treffen, hatten sich lieben wollen, über Mittag, wie sie es ein halbes Dutzend Mal zuvor getan hatten. Nur, diesmal war Hengartner aus dem Fernsehstudio gekommen, nicht mit Lisa zusammen, hatte unten gestanden und gewartet, allein, vor ihrer Haustür, dumm, ein Verirrter. Aber vielleicht hatte Lisa ihn gar nicht vergessen? Vielleicht war sie verhindert gewesen?

Er legte den Prospekt beiseite, schlug die «NZZ» auf. Sein Blick blieb auf der Frontseite hängen, auf den zwei Haupttiteln: *Bush fordert Waffenniederlegung der Iraker. Die Iraker in vollem Rückzug aus Kuwait.* Schon am Morgen, im Hauptbahnhof, war Hengarter aufgefallen: Sie hatten die Schliessfächer wieder geöffnet, die alle gesperrt gewesen waren, um Anschlägen oder Bombendrohungen zuvorzukommen. Ein erstes Vorzeichen, ein gutes. Das war's: Der

Golfkrieg war zuende, und so entsetzlich, wie es gewesen war – hätte es nicht weit schlimmer kommen können? Aber nun war's überstanden, wenigstens das. Hengartner hatte die Berichte zu lesen begonnen, als glaubte er's noch nicht so ganz. Es war gelungen, Israel aus dem Krieg herauszuhalten – trotz der Scud-Raketen, trotz der Bombeneinschläge. Aber das alles sass ihm noch zusehr in den Knochen. Es war wie eine lange Nacht der Ungewissheiten. *Die Luftkriegoperationen wurden mit mehr als 3 000 Einsätzen erneut auf einem Rekordniveau weitergeführt.* Die Sprache der Berichterstattung war dieselbe geblieben. *Rekordniveau.* Aber der Krieg war ein Golfkrieg geblieben, mit all seiner Finsternis, der Krieg hatte sich nicht ausgeweitet – nicht auf Israel, nicht bis hierher, nicht bis in die Schweiz, wo begüterte Kuwaitis in Fünf-Stern-Hotels auf das Kriegsende warteten. Kein Klimasturz war eingetreten, keine rauchverhangene sonnenlose Endzeit, trotz Dutzender in Brand gesteckter Ölquellen, die den Himmel am Golf verdunkelten.

Aber dann, unten links, blieb Hengartners Blick bei etwas anderem hängen, Rubrik *Tagesinformation*, eine Sechszilienmeldung, mit Verweis auf den Wirtschaftsteil. Da war etwas, was Hengartner näher ging, sich von Tag zu Tag noch überbot: *Asko und Jacobs erwerben Adia-Mehrheit.* Gekauft hatten sie 53 Prozent, das waren 700 000 Inhaberaktien. Aber so einfach war das wohl nicht, die offenbar bei mehr als zwei Dutzend Banken verpfändeten Aktien auszulösen. Denn gekauft hatten Asko und Jacobs *von der Omni-Gruppe des Industriellen Werner K. Rey*, in dessen weitverzweigtes Imperium als Mikrobe auch Hengartner gehörte, draussen im Giesshübel, bei der Jean Frey AG, der die Fernsehillustrierte zu einem Drittel gehörte. Wie lange noch? Und wenn mit allem Schluss war morgen? Längst waren Liegenschaften und Druckerei Winterthur aus der Jean Frey AG herausgelöst worden, ganz oder zum Teil verkauft, an eigene oder fremde Firmen oder Tochterfirmen oder beides. Und längst wusste offenbar niemand mehr so genau, was wem denn nun eigentlich gehörte. Anscheinend war das auch gar nicht so wichtig, jedenfalls nicht im Geschäftsleben: Was wem gehörte. Und doch hatte Hengartner sich ein paar Mal gewundert, wie auch bei völlig ungeklärten Besitzverhältnissen die Blätter Woche für Woche erschienen. Aber launig war sie doch, diese Meldung. Gekauft hatten Asko und Jacobs die Aktien *im Rahmen eines Joint Ventures*: war das die Umschreibung der Tatsache, dass Rey mit seiner Omni nicht mehr zahlungsfähig war?

«Eine Stange.» Die Serviertochter nahm einen Bierfilz, schob ihn Hengartner zu und stellte das Bierglas darauf. «Sie nehmen das Menü?» Er nahm einen grossen Schluck, er brauchte ihn dringend. Die Musicbox spielte: «Neandertalerfrauen sind herrlich anzuschauen.» Gegenüber klopfte der Mann den Takt. Hengartner kippte die Stange hinunter. Er bezahlte am Buffet. «Und das Menü?» Die Serviertochter hatte ihn angeblickt. Ein vorwurfsvoller Blick.

Keine Sekunde hielt Hengartner es länger hier aus. Er stürzte auf die Strasse hinaus.

«Das ist kein Leben», rief Hengartner.

Aber es hörte ihn niemand.